Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint täglich ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 1,
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Organ für Politik, Localgeschichte, Handels- und Geschäftsverkehr.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Sonn- und Feiertags früh ½9 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig

№ 543. Dienstag den 23. October 1894. 88. Jahrgang.

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 23. October.

Als Tag des Wiederzusammentritts des Reichstags ist jetzt der 22. November in Aussicht genommen. Ob die Gründe, welche unser Berliner §§-Correspondent für eine etwas frühere Einberufung geltend macht, ausschlaggebend sein werden, muß einstweilen eine offene Frage bleiben. Jedenfalls hat man kaum jemals einer neuen Reichstagssession mit so großer Spannung entgegengesehen. Diese Spannung wird noch erhöht durch die überaus seltsame Weise, wie die „Nordd. Allg. Ztg." den wichtigsten Aufgaben der verbündeten Regierungen wie der Volksvertretung vorarbeitet. Soeben hat der Kaiser wieder in einer Ansprache an eine Deputation des ostpreußischen Bundes der Landwirthe sein Vertrauen ausgesprochen, daß es, wenn alle wohlgesinnten Theile der Nation sich um ihn schaarten, möglich sein werde, unser theures Vaterland ohne schwere Erschütterungen durch die Kämpfe hindurchzuführen, welche zersetzende Kräfte uns aufnöthigen. Aehnliche Ausführungen der „Post" bezeichnet nun das Kanzlerblatt als „reine Milchmädchenpolitik" und meint: In Bezug auf den Zusammenschluß der Ordnungsparteien gegen die Socialdemokratie könnten die Erwartungen nicht niedrig genug gespannt werden. Allerdings, wenn so vorgearbeitet wird, so ist an einen Zusammenschluß kaum zu denken. Der Reichsfinanzreform giebt das officiöse Blatt folgende empfehlende Worte mit auf den Weg:

„Und nun auch noch Zersplitterung des Ziels und Bepackung der Aufgabe, die Einsetzung der ganzen Kraft erfordern, mit allerhand zwar wünschenswerthen, aber immerhin wenig populären Reden-Desiderien. Will man denn, wenn es wirklich zu Neuwahlen kommen sollte, die Wahlparole von vornherein ruiniren? Auch wer wenig zum Mißtrauen veranlagt ist, kann angesichts einer solchen „Taktik", deren Unverstand zum Himmel schreit, auf ganz eigene Erklärungen gerathen."

Wenn diese Bemerkungen nicht wieder Privatleistung der „Nordd. Allgem. Ztg." sind, so muß für die beiden größten Aufgaben der bevorstehenden Reichstagssession der Eifer im Reichskanzleramt ein äußerst kühler sein. Die ultramontane Presse nimmt denn auch als feststehend an, daß Graf Caprivi wenigstens in Bezug über Maßregeln gegen die Umsturzbewegung ganz anders denkt, als Graf Eulenburg, und daß es deshalb demnächst zu einer wichtigen Entscheidung kommen werde. So schreibt die „Köln. Volksztg.":

„Es erscheint auf die Dauer nicht gut denkbar, daß Graf Eulenburg und Graf Caprivi zusammen arbeiten. Der Reichskanzler ist Maßregeln gegen die Socialdemokratie durchaus nicht abgeneigt, allein er will keinen Weg beschreiten, der ihn zu einem scharfen Conflict mit der Reichstagsmehrheit führen müßte. Graf Eulenburg und die Mehrheit des Staatsministeriums denkt anders. Graf Eulenburg und seine Freunde haben neulich die Nationalliberalen, die Anhänger des Bundes der Landwirthe und die Bismarckianer für sich. Die ostpreußischen Conservativen haben in Potsdam ein „pater peccavi" gesagt und sind wieder zu Gnaden angenommen worden. Es wäre vermessen, die Entwickelung der Dinge vorauszusagen, da Alles von den Entschlüssen des Kaisers abhängig ist. Man muß aber mit der Möglichkeit eines Rücktritts des Grafen Caprivi und seiner Ersetzung durch den Ministerpräsidenten Grafen Eulenburg rechnen. Die Conservativen nehmen an höchster Stelle kein Zweifel darüber gelassen zu haben, daß sie mit dem Kaiser „durch Dick und Dünn" gehen und zu den schärfsten Maßregeln gegen die Socialdemokraten zu haben sein werden, wenn nur Graf Caprivi beseitigt wird. Sie haben zwar ihre Unterwerfung nicht formell an diese Bedingung geknüpft, sondern einfach „auf Gnade und Ungnade" capitulirt(?), aber sie hoffen, daß aus dieser vom Kaiser so erfreut aufgenommenen Demüthigung schon die rechten Früchte reifen werden. Die Entlassung Caprivi's würde den schärfsten Kampf gegen die Socialdemokratie, die Auflösung des Reichstages und eine Erfüllung der Wünsche der altpreußischen Conservativen (?) bedeuten. Immerhin mag es sein, daß das Staatsministerium sich noch auf einer Mittellinie einigt; dieses ist aber nur möglich, wenn der Kaiser nach dieser Richtung hin seinen Willen unzweideutig kund giebt. Eine Prophezeiung ist vor der Hand nicht angebracht, aber so viel erfährt man doch schon über die Pläne des Staatsministeriums, daß ihre Annahme im Reichstage ausgeschlossen ist. Bei der gegenwärtigen Lage der Dinge ist auch nicht anzunehmen, daß eine anders gemischte Zusammensetzung des Reichstages durch Neuwahlen zu erzwingen wäre. Das Cartel mag wieder hergestellt werden, aber an eine Cartelmehrheit ist nicht zu denken. Die Socialdemokratie ist schon zu mächtig, um nicht einen bedeutenden Factor in der Constellation der Parteien darzustellen, und daß die Freisinnige Partei vollständig außerleben werden würde, erscheint doch etwas unwahrscheinlich. Der Kuckuck mag daher wissen, auf welche Umstände die Berechnung des Grafen Eulenburg sich stützt .... Wir wünschen, daß der Reichskanzler nicht nachgiebt, sondern es lieber auf seinen Rücktritt ankommen läßt. Daß er sich ängstlich an seinen Platz kommert, glauben wir nicht; eher wäre es zu befürchten, daß er sich überreden ließe. Dadurch würde er sich aber zwischen zwei Stühle setzen, denn die Liebe der ehemaligen Cartelbrüder gewinnt er sich doch nicht wieder, und wenn er es auch mit dem Centrum und den Freisinnigen verdirbt, so ist er völlig isolirt. Fährt Graf Eulenburg den Reichswagen in den Sumpf, so mag er auch sehen, wie er ihn wieder herausbringt. Nach unserer Ueberzeugung dürfte er dem Grafen Caprivi alsdann sehr bald nachstürzen."

Daß die „Nordd. Allgem. Ztg." durch ihre seltsamen Auslassungen solchen Combinationen einen Anschein von Berechtigung giebt und solche Rathschläge für den Grafen Caprivi förmlich befürwortet, scheinen die Hintermänner des Blattes gar nicht zu ahnen. Oder sollten sie wirklich darauf vorbereiten wollen, daß wieder einmal die preußische Regierung und mit ihr die übrigen, eine energische Action gegen den Umsturz verlangenden deutschen Regierungen klein beigeben müssen, weil der Herr Reichskanzler sich nicht die Kraft zutraut, mit dem Reichstage fertig zu werden? Die ersten Sitzungstage des Reichstages werden ja darüber Aufschluß geben.

Nach dem Ausfall der vorgestrigen **belgischen** Stichwahlen ist schwarz wieder Trumpf. Nach den bisherigen Feststellungen werden in der Kammer 104 Klerikale, 19 Liberale und 29 Socialisten und socialistisch gefärbte Radicale, im Senat 59 Klerikale und 26 Liberale sitzen, dort ist die schwarze Majorität also um 11 (von 93 auf 104), hier um 14 (von 45 auf 59) Köpfe gestiegen. Dieses, aus den unberechenbaren Launen des allgemeinen Stimmrechts hervorgegangene Resultat kann nur dadurch erzielt worden sein, daß ein großer Theil der Socialisten, der enttäuschten Haltung zum Trotz, sich aus Groll gegen die zur Stichwahl stehenden Liberalen entweder der Abstimmung enthalten oder für katholische Candidaten stimmt hat. Bei den Wahlen am 14. October waren z. B. in Brüssel insgesammt für die Katholiken ca. 98 000, für die Liberalen ca. 65 000, für die Socialisten ca. 43 000 Stimmen abgegeben; die beiden letzten Parteien hatten also die Mehrheit und müßten sie auch vorgestern gewonnen haben, wenn die Arbeiter der ihnen ausgegebenen Parole gefolgt wären. Das haben sie aber nicht gethan, weil die gemäßigten Liberalen auf ihrer Weigerung beharrten, den Socialisten Zugeständnisse zu machen. — Die belgischen Liberalen haben jahrzehntelang Fehler zu büßen; in einem Doctrinarismus, für den es kaum in einem anderen Lande ein Seitenstück gab, ließen sie den Klerikalismus vermöge der „Freiheit der Kirche", insbesondere der „Freiheit des Unterrichts", beliebige Eroberungen machen, und gleichzeitig verschließen sie die Augen hartnäckig den socialen Aufgaben der Zeit. Als die Wahlen vom 10. Juni 1878 das liberale Ministerium Frère-Orban ans Ruder brachten, war man allenthalben von Hoffnung erfüllt. Man erwartete eine Reihe von Reformen, insbesondere die Ausdehnung des Wahlrechts, die Einführung des obligatorischen Volksschulunterrichts, des persönlichen Heeresdienstes und die Vorlegung von Arbeiterschutzgesetzen, wie sie gerade damals in Deutschland beschlossen und durchgeführt wurden. Von allen diesen Hoffnungen hat das Ministerium Frère-Orban in seiner sechsjährigen Regierung keine einzige verwirklicht. Namentlich sträubte es sich mit aller Kraft gegen jeden Versuch, den 130 000 privilegirten Wählern einige neue Wählerschichten hinzuzufügen. Auch nach dem am 11. Juni 1884 erfolgten Sturz des Ministeriums hat der belgische Liberalismus, in sich gespalten wie nirgends sonst, die Zeichen der Zeit nicht zu verstehen gelernt. Er wird, wenn er dereinst die Erbschaft der Klerikalen antreten will — und dahin kommt es aller Voraussicht nach doch noch — sich vollständig reorganisiren müssen; hierfür aber ist es einerlei, ob seine Minderheit in der Kammer größer oder kleiner ist. Unter den obwaltenden Umständen ist es andererseits ganz ernüchternd, daß die Klerikalen eine Mehrheit erlangt haben, deren Stärke ihnen gestattet, ungehindert von irgend einer Opposition, zu zeigen, was sie können. Nachdem sie um die Wette mit dem belgischen Liberalismus die Socialdemokratie groß gezogen, wird man nun sehen, was sie in der Bekämpfung des Feindes zu leisten vermögen, nachdem sie zeitweilig jeder Rücksicht auf die Liberalen entboben werden. Die Eingriff der Klerikalen ist nicht weit her; die nächste Folge davon dürfte ein öfterer Wechsel im Ministerium sein. Schon der gegenwärtige erzklerikale Ministerpräsident de Burlet wird, da er nicht wiedergewählt ist, seinem gemäßigten Vorgänger Beernaert wahrscheinlich Platz machen müssen.

Wenn auch die letzten Bulletins vom Krankenlager des **Zaren** etwas weniger alarmirend lauteten, so ist doch leider keine Hoffnung, daß es den Aerzten gelingen könnte, das Leben des Kaisers zu erhalten. Officiösen Mittheilungen aus Darmstadt und Berlin zufolge scheint die Katastrophe allerdings „nicht in kürzester Zeit" zu erwarten zu sein, allein man hält auch dort, wo man gewiß aufs Genaueste unterrichtet ist, da das Befinden des Kranken „noch Alles zu wünschen übrig läßt", eine Genesung nach menschlichem Ermessen für ausgeschlossen. Gerade in den letzten Stadien der Bright'schen Nierenkrankheit stellen sich nicht selten kleine Besserungen ein, die aber nur vorübergehender Natur sind. Aus einer kurzen Beschreibung der Symptome der fortgeschrittenen Bright'schen Krankheit kann der Leser selbst entnehmen, was von den „hoffnungsvoller" lautenden Meldungen der beiden letzten Tage zu halten ist.

Das Herz des von dieser nur in ihren ersten Stadien heilbaren Krankheit Befallenen ist zu schwach, um das Blut im kleinen und großen Kreislauf durch die Lungen und durch den Körper zu treiben, die Nieren functioniren ebenfalls nicht entsprechend. Die Wasserausscheidung ist ungenügend und es tritt Anschwellung zuerst in den unteren Extremitäten, dann Verschwellen am Unterleibe und am ganzen Körper ein; die Hände, die Finger, die Arme schwellen an, die sogenannte Wassersucht tritt in die Erscheinung. Die ungenügende Function des Herzens, seine Schwäche ist schuld, daß das venöse, blauschwarze Blut nicht mehr gehörig durch die Lungen getrieben, nicht in den Lungenbläschen genügend mit dem eingeathmeten Sauerstoff in Verbindung gebracht, von diesem gesättigt und wieder arteriell, wieder frisch roth gemacht wird. Diese Störungen im sogenannten kleinen Kreislauf verursachen dem Patienten qualvolle Beschwerden: die Athemnoth, den Luftdunger. Kranke, die vom Luftdunger gequält sind, können nicht schlafen, nur in kurzen Pausen schlummern, sie hoffen von jeder Aenderung der Lage eine Erleichterung und finden eine solche auf einige Minuten, um dann von Neuem wieder von irgend einer neuen Aenderung vorübergehende Erleichterung zu erhoffen. Solche Kranke bleiben sehr ungern im Bette liegen. So lange sie mit Unterstützung auf dem Bettrande sitzen, sich bewegen können, suchen sie das Bett zu verlassen, und sehr häufig tritt unter den Anstrengungen einer solchen Lagerveränderung ein plötzlicher schmerzloser Tod ein — das geschwächte, fast kranke Herz steht still. Eine solche Krankheit kann auch in ihren Schlafstadien sich viele Tage, ja wochenlang hinziehen, aber auch ein rasches Ende herbeiführen, je nachdem das Herzleiden vorgeschritten ist und im Uebrigen die Organe gesund sind. Kranke, deren Verdauungsvermögen ein kräftiges geblieben ist, entwickeln oft lange Widerstandsfähigkeit in ihrem schweren, peinvollen Kampfe mit dem verderblichen Leiden. Meist tritt, wenn die Nierenfunctionen in Folge der Entartung des Organs durch die Bright'sche Krankheit versagen, eine eigene Art von Blutvergiftung ein, die Urämie, welche bald zu einem tödtlichen Ausgang führt.

In Petersburg schmückt man indessen die Isaaks-Kathedrale mit Trauer-Emblemen für das Eintreffen der Todesstunde und im Hof- und Kriegsministerium hält man schon die Standarte bereit: Zar Nicolaus II.

Die Größenwahnsinnigkeit des **Pariser Gemeinderaths**, eine bekanntlich durch und durch socialrevolutionär veranlagten Gesellschaft, sind von der Ueberzeugung durchdrungen, daß, wie Paris, als ville lumière, den ersten Rang unter allen Hauptstädten der Welt einnimmt, so die Pariser Stadtväter die erlauchtesten Versammlung auf Erden sind, mit welcher die Regierung der französischen Republik auch nicht einmal annähernd verglichen werden kann. Daher empfindet es der Gemeinderath als eine Erniedrigung, daß er Befehle und Weisungen seitens der Regierung entgegennehmen und gar noch respectiren soll, während es doch umgekehrt, seiner Ansicht nach, allein richtig wäre. Diese Betrachtungsweise kommt insbesondere in den Beziehungen der Stadt Paris zu dem Präfecten des Seinedepartements immer wieder zum Durchbruch und gestaltet das geschäftliche Verhältniß zwischen beiden Seiten zu einem höchst unerquicklichen, weil der Präfect keineswegs Lust ist, unter allen Umständen und wenn er noch so sonnenklar im Rechte sich befindet, von der Regierung, welche auf das Parlament mit seinem starken Pariser Einflüssen Rücksicht nehmen muß, gedeckt zu werden. Ein solcher Versuch des Pariser Gemeinderaths, Regierung zu stoßen, wird jetzt mit der Affaire von Cempuis gemacht, das in letzter Zeit vielgenannte städtische Waisenhaus, das unter der Leitung seines seitherigen Directors zu einer richtigen Anstalt für Züchtung von Anarchisten beiderlei Geschlechter entartet war. Die Aufdeckung der Mysterien von Cempuis und die damit zusammenhängende Entfernung des Directors Robin aus dem Amte haben das im Pariser Stadthause thronende Jacobinerthum nun fuchtwild gemacht und vor einigen Tagen zu einem Vorstoß des Gemeinderaths gegen den Seinepräfecten geführt. Das Verfahren des Präfecten wird auf das Schärfste getadelt, und was bei der Sache besonders piquant erscheint, ist die Betheiligung mehrerer hervorragender Verwaltungsbeamter an der Demonstration gegen ihren directen Vorgesetzten, den Präfecten bezw. den Unterrichtsminister. Der Präfect stellte sich den widerhaarigen Pariser Stadtvätern gegenüber auf den allein richtigen Standpunct, daß er nur auf Weisung des Ministerraths und in Uebereinstimmung mit demselben gehandelt habe, und daß er nur der Regierung, nicht aber dem Pariser Gemeinderath Rechenschaft schuldig sei. Erfreulicher Weise ist diesmal die Regierung entschlossen, nicht nachzugeben. Das Bestreben, den gouvernementalen Schwerpunct aus dem Elysée und Hotel de Ville zu legen, würde, das sieht man ein, wenn man ihm nicht von Anfang an mit unnachgiebiger

---

Feuilleton.

Der goldene Mittelweg.

34] Roman von Erich Rolt.

Nachdruck verboten.

(Fortsetzung.)

„Es war ein Verbrechen von Ihnen, daß Sie Ihre liebliche Enkelin an meinen Sohn verkuppelt haben!" sagte Frau von Thumar, während sie unbeirrt den alten Mann starr anblickte.

„Da hört doch Alles auf — nun gar ein Verbrechen?"

„Ein Verbrechen!" wiederholte die Dame nochmals mit scharfgellender Stimme. „Sie sind von ungleicher Art und taugen nicht zu einander. Daß ich's als Mutter über meine Lippen bringen muß, das thut mir bitter weh, aber ich muß es sagen: mein Sohn verdient Ihre Enkelin gar nicht. Er hat seines Vaters wankelmüthigen, schwachen Charakter — und ich kann es nicht als Glück preisen, daß es ihm durch sein bestechendes Aeußere geglückt ist, der Gatte eines solch liebreizenden, holden, dabei reichen Weibes zu werden. Der Reichthum Ihrer Enkeltochter schlägt nicht nur ihr, sondern auch ihrem Gatten zum Verderben aus! Mein Sohn hört nicht auf die Stimme der Vernunft — er meint's nicht schlecht, er ist nur schwach und wankelmüthig, aber das ist noch schlimmer als zielbewußte Verderbtheit! Er wird nicht ruhen, bis auch Ihr Vermögen vergeudet ist — und mag sich's auf Unsummen beziffern — der tiefste Born wird endlich ausgeschöpft!"

Winkler starrte sie noch immer kopfschüttelnd an. „Das begreife, wer's kann!" murmelte er, während er wie schützend zu Erchen sich niedergebeugt hatte und ihr besorgt mit der einen flachen Hand die Schweißtropfen von der Stirn wischte. „Jetzt soll ein reiches Weib auch gar noch ein Unglück für einen armen Schlucker bedeuten . . . gelt, Evel, ich hab's gut mit Dir gemeint, Du solltest eine Baronin werden, sagte ich mir, eine vornehme, gnädige Dame, die überall bewundert und respectirt wird . . . und nun soll's ein Verbrechen sein . . . das ist doch zum Todtlachen, haha!"

„Das ist's ja eben!" fuhr Frau von Thumar unerbittlich fort. „Sie geben vor, Ihr Enkelkind unbeschreiblich zu lieben . . . und dabei geben Sie es doch dem ersten besten Mann, ohne zu prüfen, was er eigentlich war . . . nur weil er ein tönend Aushängeschild zur Schau zu tragen hatte. Noch schlimmer", setzte sie hinzu, „Sie wußten ganz genau, wie viel mein Gatte werth ist, und Sie sind klug genug, um sich sagen zu können, daß in der Regel der Apfel nicht weit vom Stamme fällt. Aber das galt Ihnen Alles gleich: die Enkeltochter sollte und mußte Baronin werden, das hatten Sie sich nun einmal in den Kopf gesetzt . . . und so geschah es auch — nicht damit Eva glücklich wurde, setzten Sie es durch, sondern damit Sie der eigenen grenzenlosen Eitelkeit fröhnen konnten, damit Sie die Backen aufzublähen vermochten und, gespreizt wie ein Pfau, vor Ihren neidischen Nachbarn in Ihrem Dünkel herumzustolzieren vermochten!"

„Ein Donnerwetter, Frau Baronin!" knurrte Winkler, während sein Gesicht sich blau färbte. „Das sagen Sie mir hier vor meinem Evel?"

Aber Frau von Thumar lachte schrill auf. „Ich sage Ihnen noch viel mehr!" versetzte sie schroff. „Sie haben diese arme junge Frau gar nicht lieb . . . Der Götze Ihres eigenen Ichs ist es, der sich in Ihrer angeblichen Liebe zu diesem holden Wesen verkörpert! Sie hatten sie lieb, weil Sie mit ihr paradiren konnten. Gehen Sie, ich durchschaue Sie . . . Sie prunkten immer mit Ihrer Rechtschaffenheit, mit Allem, was Sie in Ihrem Leben geschafft und erstrebt haben . . . aber Ihre tönenden Worte stellen nur den Spiegel dar, der Ihre eigene Vortrefflichkeit Ihnen trügerisch offenbart . . . Sie glauben ein ehrfurchtertretender Löwe zu sein und sind doch nur ein gackernhafter Pfau . . . Ihre Eitelkeit tragen Sie in Ihrem Thun und Lassen einzig zur Schau, denn Sie sind eitler, als es nur irgend ein Weib zu sein vermöchte!"

„Frau Baronin, Sie thun meinem Großvater Unrecht", meinte Erchen, bittend die eine Hand erhebend. „Schauen Sie nur, wie er zittert und sich verfärbt . . . Großvaterle, nicht böse sein", wendete sie sich bittend an diesen. „Die Frau Baronin meint's nicht so schlimm . . . sie hat mich auf ihre Art auch lieb."

Winkler stand eine kleine Weile wie erstarrt; dann athmete er tief auf. — „Das soll ein Anderer entscheiden, wie ich's mit meinem Evel mein", versetzte er gepreßt . . „da sag' ich gar nichts d'rum . . . aber das sag' ich Ihnen ins Gesicht . . nein, ich hab's nit geglaubt, daß Ihr Sohn ein solcher Lumpaci ist, sonst wär's anders gekommen! Ich dachte bei mir: der ist gewarnt, der hat's gesehen, wohin es mit seinem Vater geführt hat, und er wird den Herrgott auf den Knien danken, daß ihm noch einmal eine Lebenszukunft voll Glanz und Reichthum winkt . . aber in Einem haben Sie recht: es muß anders werden von jetzt an . .", setzte er nach minutenlangem Schweigen hinzu, während es zugleich grell in seinen Augen aufflammte. „Zuerst werd' ich 'mal mit Ihrem Mann aufräumen, der das Geldverputzen so wacker versteht . . . und was dann Dein Mann ist, Evel", wandte er sich an die junge Frau, „der soll auch in sich gehen . . . noch hab' ich die Batzen im eigenen Sack und ich will sie festhalten . . . er soll erst zeigen, was an ihm ist . . ."

„Du darfst ihm nicht wehe thun, denn, Großvaterle, das griff mir selbst bis ans Herz!" flehte die junge Frau. „Ich hab' ihn ja lieb, so ganz unbeschreiblich lieb!"

Frau von Thumar beugte sich plötzlich über die junge Frau nieder und streichelte deren Stirn. — „Sie sind ein gutes Kind!" murmelte sie. „Ach, ich wollte wohl, Sie hätten es zu Stand' gebracht, Felix auf einen andern Weg zu geleiten. Sein Vater ist sein böser Dämon. Schon wenn der Knabe in den Ferien zu Besuch zu uns kam, brachte ihm sein Vater trotz meines Wehrens die Feinheiten des Kartenspieles bei. Wenn er ihn geflissentlich an Leib und Seele hätte verderben wollen, er hätte es nicht anders anfangen können. Ich weiß, Kind", stammelte die so stolze Dame plötzlich, während sie in haltlose Thränen ausbrach, „Sie wissen gar nicht, mir nachzufühlen, wie mir's im Herzen lebt! . . . Aber ich sehe all das Unglück vorher und ich weiß, daß, wenn nicht ein Wunder geschieht, von Neuem schweres, gräßliches Verhängniß über uns kommt!"

Ihre Stimme brach; sie konnte ihr Schluchzen, das plötzlich sie bestürmte, nicht länger mehr verbergen. Kopfschüttelnd starrte Winkler sie an; er begriff es nicht, daß diese harte, spröde Frau wirkliche Thränen zu weinen vermochte. Aber ohne es sich eingestehen zu wollen, brannten ihm die Zähren im Herzen, und er verabschiedete sich auffallend rasch und wortkarg.

Als Winkler die Landstraße hinunterschritt, um nach seinem Sägewerke zu kommen, da hörte er plötzlich lautes Geschrei und Geschimpf. Unwillkürlich beschleunigte er seine Schritte, um nachzusehen, was es da eigentlich gebe. Gleich darauf sah er auch schon, um die Ecke biegend, wie der alte Baron, in einem Selbstkutschierwagen sitzend, im schärfsten Trabe, von einer Staubwolke fast gänzlich verdeckt, nach dem Bahnhofe fuhr.

Auf der Straße selbst befanden sich noch mehrere Personen, die sich lebhaft um einen auf dem Boden sich wälzenden Mann drängten.

Als Winkler noch näher kam, nahm er bestimmt wahr, daß der Liegende kein Anderer als der ehemalige Forstheger Wittmer war. Der Mann schien zu bluten, und einige Arbeiter, sowie Erich waren um ihn beschäftigt, suchten ihn zu beruhigen und aufzuheben.

Nach kurzem Zögern trat Winkler heran. „Was ist denn da geschehen?" fragte er, seinen Enkel ignorirend.

Einer der Arbeiter lüftete die Kappe ein wenig. „Der Baron war im Vorbeifahren hier . . . und da kam plötzlich hier der Trodtel dort hinter'm Zaun hervorgestürzt und wollt' dem Gaul in die Zügel fallen . . . dabei schrie er wie ein Thier . . . der Baron aber hat ihm mit der Peitsch' quer über's Gesicht gefitzt . . . nun blutet er etwas, sonst ist ihm nix geschehen!"

Erich war bei dem Klange der Stimme des Großvaters zusammengezuckt. Höflich hatte er den Hut gezogen und sich dann tiefer auf den um sich Schlagenden gedrängt. „Kommt zu Euch, Vater", sagte er, „Ihr müßt schön im Garten bleiben . . . kommt, ich führ' Euch zur Gertrud, die wischt Euch das Blut ab!"

Seine Stimme schien einen besänftigenden Einfluß auf den Wahnsinnigen auszuüben; dessen Wuthanfall war plötzlich vorüber, gleichgiltig, mit der hilflosen Haltung eines Kindes, ließ er sich nach dem bergenden Heim zurückführen.

Winkler war mitten im Wege stehen geblieben und schaute, während ein verächtliches Lächeln seine Lippen umspielte, dem Wahnsinnigen und dem diesen sorgsam stützenden Enkel nach. „Vater hat er zu ihm gesagt!" brummte er vor sich hin. „Das hat er mir nur zum Trotz gethan . . . aber wart', wir kommen schon noch einmal zusammen . . ." Dabei hieb er mit dem einen Arm sausend durch die Luft.

Dann begab sich Winkler, bald den kleinen Zwischenfall völlig vergessend, nach dem Sägewerk.

Dort trat dem Kommenden der Werkführer entgegen. „Morgen früh können wir mit Verladen beginnen", berichtete dieser, höflich die Mütze ziehend. „Die nächste Woche werden uns täglich zwölf Achsen gestellt . . . in vier Wochen steht dann von dem ganzen Holz nichts mehr . . . es ist auch hohe Zeit", fügte er hinzu, als Winkler gleichmüthig dazu mit dem Kopfe nickte, „das Holz ist gar trocken geworden . . . wenn irgend ein Feuer ausbräch', das gäb' ein Verhängniß."

„Pah, da braucht's keine Angst mit", knurrte Winkler, während er selbstgefällig sich in den Knien wiegte. „Dafür, daß so was nit geschieht, sorgen schon die Wächter und der hohe Zaun rings um das ganze Werk."

SLUB
Wir führen Wissen.